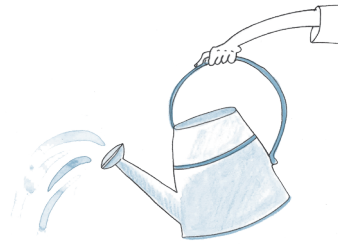


HEYNE <

Christiane Habermalz, geboren 1968, ist Journalistin. Sie arbeitet als Korrespondentin für Kultur und Bildungspolitik im Hauptstadtstudio des Deutschlandfunks. Gemeinsam mit anderen JournalistInnen betreibt sie das Online-Magazin »Die Flugbegleiter – Ihre Korrespondenten aus der Vogelwelt«, das als Teil der Journalisten-Genossenschaft Riffreporter unter anderem mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet wurde. Christiane Habermalz lebt mit Mann und Tochter in Berlin.



CHRISTIANE HABERMALZ

ANSTIFTUNG ZUM GÄRTNERISCHEN UNGEHORSAM

Bekenntnisse einer
Guerillagärtnerin

Mit Illustrationen von Inka Hagen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage
Originalausgabe Mai/2020

Copyright © 2020 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Illustrationen: Inka Hagen, www.inkahagen.de

Redaktion: Kerstin Lückner

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design
unter Verwendung von Illustrationen von Inka Hagen

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60547-3

www.heyne.de

Inhalt

Kapitel 1	
Dunkle Gestalt in der Nacht	7
Kapitel 2	
Vogelfutter	35
Kapitel 3	
Ein Königinnenreich auf sechs Quadratmetern	42
Kapitel 4	
Die Tierlibaum-Revolution	53
Kapitel 5	
Von Samentüten, Aga-Kröten und einem Brieffreund	68
Kapitel 6	
Von heimischen Blümchen und fremden Invasoren: Die Zuwanderungsdebatte in der Botanik	82
Kapitel 7	
Blattläuse sind Freunde	100
Kapitel 8	
Von Nützlingen und Schädlingen	112
Kapitel 9	
Grillenexperimente	123
Kapitel 10	
Exkurs: Warum wir eine Graswurzelrevolution brauchen	136

Kapitel 11	
Auf Wildbienensafari. Oder:	
Warum Honigbienen nicht unbedingt immer	
die Guten sind	147
Kapitel 12	
Das stinkt doch zum Himmel! Oder:	
Was Gülle mit dem Insektensterben zu tun hat .	167
Kapitel 13	
Neue Deutsche Gastlichkeit:	
Von Luxusappartements und Billigabsteigen . .	179
Kapitel 14	
Vergiftete Beziehungen	195
Kapitel 15	
Ein Königreich für einen Ohrwurm 1	207
Kapitel 16	
Gift aus dem Gartencenter	217
Kapitel 17	
Katzenplanspiele. Oder:	
Man kann doch Barbar sein und trotzdem	
Blumen lieben	235
Kapitel 18	
Ein Königreich für einen Ohrwurm 2	245
Kapitel 19	
Berlin–Bad Saulgau und zurück	255
Kapitel 20	
Wenn die Lilienhähnchen leise singen	271

KAPITEL 1

DUNKLE GESTALT IN DER NACHT

Wäre dieses Buch ein Film, er würde so beginnen: Ein unbekannter Ort an einem frühen Sonntagmorgen in Berlin Prenzlauer Berg. Es dämmt schon leicht, die Straßen sind menschenleer. Eine leere Tram zuckelt vorbei, das Quietschen ihrer Räder unterbricht für kurze Zeit die Stille. Eine dunkle Gestalt schleicht um die Ecke, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, auf der Schulter trägt sie einen länglichen Gegenstand, die linke Hand umklammert einen Plastikeimer. Sie weiß: Die Stunde zwischen fünf und sechs Uhr am Tag des Herrn ist in diesem Viertel die beste Zeit für kriminelle Aktivitäten. Die dauerpartyfeiernden Jugendlichen liegen endlich in ihren Betten, nachdem sie sich noch einmal in die Blumenrabatten übergeben haben. Die Wochenendväter mit den Kleinkindern und den Brotdosen voller Bioapfelschnitzen sind noch nicht auf dem Weg zum Spielplatz. Höchstens ein Hundebesitzer auf einem frühen Gassigang könnte das Vorhaben stören. Doch niemand ist zu sehen. Die Gestalt blickt sich um, lehnt den

Gegenstand an einen Pfeiler. Kamerazoom: Ein Spaten! Dann schwingt sie sich über einen Maschendrahtzaun auf ein unbebautes Grundstück. Mit dem Fuß kickt sie Bierdosen und Plastiktüten zur Seite, nimmt den Spaten und gräbt ein Loch in den Boden. Sucht sie etwas? Eine zuvor dort versteckte Diebesbeute? Will sie etwas vergraben, eine Tatwaffe vielleicht? Deutlich ist zu sehen, dass sie sich im Erdreich zu schaffen macht. Dann holt sie etwas aus dem Eimer hervor: Etwas Grünes, das sie sorgfältig in den Boden drückt. Ein kleines Plastikschildchen fällt heraus. Großaufnahme auf die Beschriftung: »Gemeine Wegwarte. *Cichorium intybus*« steht darauf. Erst jetzt fällt auf, dass sie auch einen Rucksack dabei hat. Sie öffnet ihn und entnimmt ihm zwei Plastikflaschen. Den flüssigen Inhalt schüttet sie über die Pflanzen. Dann drückt sie mit dem Fuß noch einmal die Erde an, packt ihren Kram zusammen, überwindet den Zaun erneut und verschwindet in der Dunkelheit. Schnitt.

Um es kurz zu machen: Die dunkle Gestalt bin ich. Anfang 50, Journalistin, eine durch und durch bürgerliche Existenz, beim Bepflanzen meines Kiezes mit insektenfreundlichen Unkräutern. Gerade hatte ich die Gemeine Wegwarte als meine neue Lieblingsblume entdeckt. Eine erstaunliche Pflanze, noch dazu kapriziös, sie tut, was sie will. Obwohl sie viel Nektar und Pollen führt und damit Insekten aller Art einen reich gedeckten Tisch bietet, öffnet sie ihre



prinzessinnenaugenblauen Blüten nur zwischen 6 Uhr und 12 Uhr vormittags. An Regentagen hat sie manchmal gar nicht geöffnet. In dieser Dienstleistungsmentalität ähnelt sie Berliner Busfahrern, die heranlaufenden Fahrgästen bei schlechtem Wetter mit besonders großer Freude die Hydrauliktüren vor der Nase schließen. Frühere Generationen rösteten sie und machten Muckefuck daraus, ihr landwirtschaftlicher Anbau wurde unter Friedrich dem Großen sogar gefördert. Wenn man sie lässt, wächst die Wegwarte an jedem Wegrand. Sie ist anspruchslos, braucht wenig außer Sand, Sonne und ihre Ruhe. Doch leider werden die Straßenränder fast überall gemäht, sodass man sie immer seltener sieht. Deswegen verbreite ich die Wegwarte, wo ich kann. Ich schummele sie in städtische Blumenkästen mit langweiligen Stiefmütterchen und Primeln. Ich säe sie an Straßen aus und auf Brachen. Ich habe eine geheime Mission. Die Wegwarte soll wieder an den Wegrändern blühen, wo sie jahrhundertlang stand und als verwunschene Prinzessin Wandersburschen schöne Augen machte, so erzählt es zumindest eine von zahlreichen Legenden, die sich um sie ranken. Und mit ihr sollen auch die anderen entrechteten und getretenen Wildpflanzen dieses Landes zurückkehren. Selbstverständlich ist es verboten, die städtischen Grünanlagen und Brachen nach eigenem Gutdünken zu begrünen. Doch ich tue ja nichts anderes, als das, was die Natur von selbst erledigen würde, wenn man sie nur ließe: Ich pflanze Unkraut. Es ist ein winziger Akt des Widerstands. Meine ganz persönliche

Auflehnung gegen das Artensterben. Gegen die zunehmende Verarmung und Monotonisierung unserer Umwelt, in der kaum ein Fleckchen Erde noch unbestellt, ungenutzt, umgestaltet bleibt. Und in der für Wildnis kein Platz mehr ist. In der die Insekten sterben.

Ich muss zugeben, dass mir meine eigenen Aktivitäten in den vergangenen Monaten manchmal sehr merkwürdig vorkommen. Zuweilen kann ich nicht vermeiden, mir dabei selbst über die Schulter zu schauen, als wäre ich mein eigener Kameramann in einem schrägen deutschen Vorabendfilm. Mir ist bewusst, dass es für zufällige Beobachter höchst seltsam anmuten muss, wenn ich zwischen Straßenbahnschienen hocke und Erde harke oder Löcher in Verkehrsinseln grabe. Obwohl ich Wert darauf lege, möglichst wenig gesehen zu werden, habe ich doch immer wieder ungewollte Zuschauer. Unseren Kiez-Penner zum Beispiel, der sich auf seiner Bank durch mein Hantieren im Park in seiner postalkoholischen Ruhe gestört fühlte. Und der mir finster mit den Blicken folgte, als ich an einem Morgen mehrmals mit der Gießkanne an ihm vorbeilief. Beim dritten Mal brüllte er: »Taboulé! You remind me of my motherfucking sister!« Er ist eigentlich friedlich, hat aber in letzter Zeit die unangenehme Eigenschaft entwickelt, stundenlang und sehr laut unflätige Beleidigungen in die Gegend zu schreien. Gern auch nachts und immer auf Englisch. Im Prenzlauer Berg sind selbst die Penner international. Wegen seiner Leibesfülle, dem langen Bart und sei-



ner Ähnlichkeit mit dem unsterblichen Harry Rowohlt nennen wir ihn »Harry«. Meistens versteht man ihn kaum. Vielleicht hat er auch etwas anderes gebrüllt als »Taboulé«. Warum sollte er einen arabischen Petersiliensalat anrufen? Aber wer weiß schon, was in ihm vorgeht.

Ich bin keine geborene Unruhestifterin. Tatsächlich kann ich noch nicht mal Schwarzfahren. Als ich einmal als Kind aus Versehen einen Lolli mitgehen ließ, konnte ich tagelang nicht schlafen. Ich hatte ihn mir im Laden in die Tasche gesteckt und vergessen, ihn auf das Laufband zu legen, als meine Mutter an der Kasse bezahlte. Als ich zu Hause mein »Raubgut« entdeckte, brach ich in Tränen aus. Die Vorstellung, etwas Verbotenes getan zu haben, war mir unerträglich. In meiner Jugend sah ich es zwar eigentlich als meine politische Pflicht an, kapitalistische Ausbeuterunternehmen wie Supermärkte und Kaufhäuser zu schädigen und durch aktives Entwenden zur gesellschaftlichen Umverteilung beizutragen. In der Praxis war ich jedoch nie in der Lage, auch nur ein Stück Butter zu klauen. Dass ich dennoch schließlich meinen inneren Schweinehund überwand und illegalen Aktivitäten nachging, hatte damit zu tun, dass ich das Gefühl hatte, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Natürlich mache ich mir keine Illusion

darüber, dass ein paar Wegwarten mehr oder weniger den ökologischen Kollaps aufhalten oder eine verfehlte Umweltpolitik korrigieren könnten. Aber ich kann auch nicht nichts tun. Und ich machte



bald die Erfahrung, dass Natur zwar schnell zerstört ist, aber dass sie auch, wenn man ihr nur ein wenig Raum lässt, bereitwillig wieder zurückkehrt.

Mein geheimes Leben im Ökountergrund begann vor etwa drei Jahren. Kurz zuvor war eine Studie des Entomologischen Vereins Krefeld erschienen, wonach die Biomasse der Fluginsekten in den letzten 27 Jahren um mehr als 75 Prozent zurückgegangen ist. Die Zeitungen brachten dazu erst nur eine kleine Notiz, kurz darauf schon ganze Seiten. Die Zahl traf mich wie ein Schock. Natürlich wusste ich, dass es schlecht steht um die Natur und die Artenvielfalt. Doch dieser dramatische Rückgang war wie ein Schlag in die Magengrube. Je länger ich die Artikel las, desto trauriger wurde ich, ja es trieb mir fast die Tränen in die Augen. Dabei bestätigte die Studie der ehrenamtlichen Insektenforscher nur schwarz auf weiß, was jeder Mensch, der seine sieben Sinne beisammen hat, ohnehin schon längst bemerkt hatte: dass die Insekten verschwinden. Und mit ihnen die Vögel, Eidechsen, Frösche und Fledermäuse, die sich von ihnen ernähren.

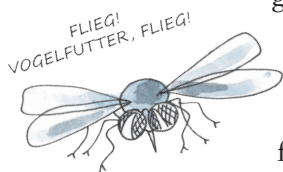
Ich erinnerte mich an viele prägende Momente aus meiner Kindheit: wenn wir durch den Garten rannten und mit jedem Schritt rechts und links die Grashüpfer vor uns davonsprangen. Liefen wir im Freibad barfuß über die Liegewiesen, warnten uns unsere Eltern, auf Bienen und Hummeln zu achten, die überall im Klee saßen. Heute braucht sich deswegen kaum noch jemand zu sorgen. Natürlich gibt es noch vereinzelte Hummeln

und vor allem Honigbienen, aber sie sind längst nicht mehr so präsent, und das laute Summen und Brummen einer Sommerwiese, wenn wir uns nach dem Picknicken ins Gras legten und in den Himmel schauten, erscheint mir wie ein Sound vergangener Zeiten. Oft hatte ich als Kind an Straßenlaternen gestanden und die Nachtfalter und Motten beobachtet, die um das Licht tanzten und im kollektiven Selbstmord an den Glühbirnen verbrutzelten. Sie taten mir leid, und ich überlegte mir damals, wie man sie schützen könnte: mit engmaschigen Drahtkörben um die Leuchtkörper? Mit durchsichtigen Kunststoffhauben? Heute fliegt kaum noch etwas im Lichtkegel der Laternen. Wir können an Sommerabenden stundenlang in hellerleuchteten Räumen mit weit geöffneten Balkontüren sitzen, ohne dass auch nur ein Falter hereinfliegt. »Männer umschwärmen mich wie Motten das Licht, und wenn sie verbrennen, ja, dafür kann ich nicht?« Das Bild aus der berühmten Strophe von Marlene Dietrich dürften Jugendliche heute kaum noch verstehen – zumindest nicht aus eigener Anschauung. Motten kennen sie nur noch aus dem Kleiderschrank. Seit jenem Tag, an dem ich in der Zeitung zum ersten Mal über die Krefelder Studie las, wurde mir der Mangel überall schmerzlich bewusst. Wann hatte ich zuletzt einen anderen Schmetterling gesehen als den unverwüstlichen Kohlweißling? Wo waren sie hin, all die Käfer meiner Kindheit? Ich fing an, jede vorbeifliegende Hummel mit besorgten Blicken zu verfolgen. Würde sie auch genügend Nahrung finden? Selbst lästige Stuben-

fliegen sah ich nun mit anderen Augen. Früher hatte ich sie mit der Zeitung erschlagen, jetzt beförderte ich sie sorgsam nach draußen: Flieg, Vogelfutter, flieg! Als ich anfang, auch Mücken im Schlafzimmer mit dem Aquariennescher einzufangen, um ihr Leben zu schonen, begann meine Familie, mich für wunderbarlich zu halten.

Dabei war das erst der Anfang. Ich machte mir ernstlich Sorgen um die Kohlmeisen und Mauersegler meiner Umgebung, die Rotkehlchen und das Pärchen Klappergrasmücken, das in dem kleinen Park vor unserem Haus brütete – würden sie ihre Jungen überhaupt noch

groß bekommen ohne Insekten? Ich begann, meine Umgebung systematisch nach insektenfeindlichen Strukturen zu scannen. Und wurde überall fündig. Gärten und Parks, städtische



Grünanlagen und Beete bieten fast überall das gleiche trostlose Bild: Pflegeleichtes Einheitsgrün, garniert mit nutzlosen Zierblumen. Aus der Sicht von Käfern und Wanzen, Bienen und Schmetterlingen ist hier Schmalhans Küchenmeister.

Um das gleich klarzustellen: Die Hauptursache für das Insektensterben liegt in der intensiven Landwirtschaft. Sie lässt keinen Raum mehr für die Natur. Ein einziger deutscher Apfel wird von der Blüte bis zur Ernte im Schnitt 21 Mal mit Insektiziden, Herbiziden und Fungiziden gespritzt, Weintrauben bekommen 22, Kartoffeln zwölf Pestizidduschen ab. Dass angesichts der Giftmengen, die seit Jahrzehnten in die Landschaft